Ungeduld des Herzens [Fortsetzung]

Autor(en): **Zweig, Stefan**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 3

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-753279

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

UNGEDULD DES HERZENS

Roman von Stefan Zweig

Copyright by Verlag Allert de Lange, Amsterdam und Verlag Bermann-Fischer, Stockholm

15. Fortsetzung

Ich zögerte. Nicht dazu war ich gekommen. Ich wollte doch nicht echappieren. Bubencic merkte meinen Widerstand und wiederholte fast drohend:

«Verstanden?»

«Zu Befehl, Herr Oberst», antwortete ich militärisch und kühl. Innerlich sagte ich mir: «Laß den alten Narren reden, was er will. Ich tu doch, was ich tun muß.»

«So — und jetzt Schluß. Morgen früh, halb sechs.»

Ich stand stramm. Er kam auf mich zu.

«Daß grad du solche blöden Sachen machst! Gern geb ich dich nicht ab zu denen nach Czaslau. Bist mir von die ganzen jungen Leut' doch noch immer der liebste gewesen.»

Ich spüre, er überlegt, ob er mir die Hand reichen soll. Sein Blick ist weicher geworden.

«Brauchst vielleicht noch was? Wenn ich dir beispringen kann, genier dich nicht, ich tu's gern. Ich möcht nicht, daß die Leut glauben, du bist in Verschiß, oder so was. Brauchst nix?»

«Nein, Herr Oberst, danke gehorsamst.»

«Um so besser. Na, Gott befohlen. Morgen früh halb sechs.»

«Zu Befehl, Herr Oberst.»

Ich blicke ihn an, wie man einen Menschen zum letztenmal ansieht. Ich weiß, er ist der letzte Mensch, den ich gesprochen habe auf Erden. Morgen wird er der einzige sein, der die ganze Wahrheit weiß. Stramm klappe ich die Hacken zusammen, ziehe die Schultern hoch und mache kehrt.

Aber etwas muß selbst dieser dumpfe Mensch bemerkt haben. Etwas muß ihm in meinem Blick oder meinem Gang verdächtig geworden sein, denn er kommandiert scharf in meinen Rücken: «Hofmiller, herstellt!».

Ich reiße mich herum. Er zieht die Brauen hoch, mustert mich eindringlich, dann murrt er, bissig und gutmütig zugleich:

«Du, Kerl, du g'fallst mir nicht. Mit dir is was los. Mir scheint, du willst mich zum Narren halten, du hast einen Unsinn vor. Aber ich duld nicht, daß du wegen so einer Scheißsache Dummheiten machst ... mit dem Revolver oder so ... ich duld's nicht ... hast verstanden?»

«Zu Befehl, Herr Oberst.»

«Ah was, kein ‹zu Befehl!› Mir macht man nix vor. Ich bin kein heuriger Has.» Seine Stimme wird weicher. «Gib mir die Hand.»

Ich reiche sie ihm. Er hält sie fest.

«Und jetzt» — er sieht mir scharf in die Augen — «jetzt Hofmiller, dein Ehrenwort, daß du heut nacht keine Dummheiten machst! Dein Ehrenwort, daß du morgen um halb sechs hier gestellt bist und nach Czaslau abrückst.»

Ich halte dem Blick nicht stand.

«Mein Ehrenwort, Herr Oberst.»

«No, dann is gut. Weißt, mir hat so was g'spannt, daß'd in der ersten Rage ein Blödsinn anstellen könntst. Bei euch fuchtige junge Leut weiß man ja nie ... ihr seid's immer gleich fertig mit allem, auch mit dem Revolver ... Nachher wirst schon selber vernünftig werden. Sowas übertaucht man schon. Wirst sehn, Hofmiller, gar nix wird aus der ganzen Sach, gar nix! Das bügel ich aus bis auf die letzte Falten, und ein zweites Mal wird dir so ein Blödsinn nicht mehr passieren. Na — und jetzt geh — wär doch schad gewesen um einen wie dich.»

Unsere Entschlüsse sind in viel höherem Maß von der Anpassung an Stand und Umgebung abhängig, als wir geneigt sind, uns einzugestehen. Wer im Drill soldatischer Disziplin von Kindheit an erzogen wurde, unterliegt der Psychose eines Befehls wie einem unwiderstehlichen Zwang.

Auch ich, der ich von meinen fünfundzwanzig Jahren die fünfzehn wahrhaft ausformenden in der Militärschule und in der Kaserne verbracht hatte, hörte von der Sekunde an, da ich den Befehl des Obersten entgegengenommen, sofort auf, selbständig zu denken oder zu handeln. Ich überlegte nicht mehr. Ich gehorchte nur noch. Unbemerkt, wie er befohlen, verließ ich die Kaserne.

Freilich, diese hypnotische Willenslähmung hielt nur genau so lange an, als ich mich im Geviert des militärischen Machtbereichs befand und mein Auftrag noch nicht restlos erfüllt war. Mit dem ersten Ruck der Maschine, der den Zug in Bewegung setzte, fiel die Betäubung bereits von mir ab, und wie einer, der durch den Luftdruck eines einschlagenden Geschosses umgeschleudert wurde, auftaumelt und staunend entdeckt, daß er unversehrt ist, schrak ich auf. Mein erstes Erstaunen war: ich lebte noch. Mein zweites: ich saß in einem rollenden Zug, weggerissen von meiner täglichen, gewöhnlichen Existenz. Und kaum daß ich mich zu erinnern begann, jagte es heran in fiebernder Eile. Ich hatte doch Schluß machen wollen und jemand hatte mir die Hand weggerissen vom Revolver. Jetzt vielleicht standen die Kameraden vor dem Oberst in der Kaserne, und selbstverständlich versprachen sie ihm mit Ehre und Eid, kein Wort über den Vorfall verlauten zu lassen. Aber was sie innerlich denken, kann kein Befehl verhindern, alle müssen sie merken, daß ich feige abgepatscht bin. Der Apotheker wird sich vielleicht zunächst noch beschwatzen lassen — aber Edith, der Vater, die andern? — Wer wird sie verständigen, wer ihnen alles erklären? Sieben Uhr morgens: jetzt wacht sie auf, und ihr erster Gedanke bin ich. Vielleicht blickt sie schon von der Terrasse — ah, die Terrasse, warum schauert's mich immer, wenn ich an das Geländer denke? — mit dem Teleskop zum Exerzierplatz hinüber, sieht unser Regiment traben und weiß nicht und ahnt nicht, daß dort einer fehlt. Aber nachmittags beginnt sie zu warten, und ich komme nicht, und niemand hat ihr etwas gesagt. Keine Zeile habe ich ihr geschrieben. Sie wird telephonieren, man wird ihr mitteilen, daß ich abkommandiert sei, und wird es nicht verstehen, wird es nicht fassen. Oder fürchterlicher noch: sie wird es begreifen, sofort begreifen und dann ... Plötzlich sehe ich Condors drohenden Blick hinter den blitzenden Gläsern, ich höre wieder, wie er mich anschreit: «Es wäre ein Verbrechen, ein Mord!» Und schon überschneidet ein anderes Bild das erste: wie sie sich damals aufstemmte aus dem Lehnstuhl und gegen die Brüstung der Terrasse warf, den Abgrund, den Selbstmord, schon in den Blicken.

Ich muß etwas tun, sofort etwas tun! Gleich vom Bahnhof muß ich ihr telegraphieren, irgendetwas telegraphieren. Ich muß unbedingt verhindern, daß sie in ihrer Verzweiflung etwas Brüskes, Unwiderrufliches tut. Gott sei Dank: in Wien habe ich dazu noch zwei Stunden Zeit. Erst mittags geht der Zug weiter. Vielleicht erreiche ich Condor noch. Ich muß ihn erreichen.

Sofort bei der Ankunft übergebe ich meinem Burschen das Gepäck. Er soll damit gleich auf die Nordwestbahn fahren und dort auf mich warten. Dann jage ich im Wagen hin zu Condor und bete: «Gott, laß ihn zu Hause sein, laß ihn zu Hause sein! Nur ihm kann ich's erklären, nur er kann mich verstehen, nur er kann helfen.»

Aber lässig schlurft mir das Dienstmädchen entgegen, das bunte Aufräumetuch um den Kopf, der Herr Doktor sei nicht zu Hause. Ob ich auf ihn warten könnte? «Na, vor Mittag kommt er net.» Ob sie wisse, wo er sei? «Na, waaß net. Er geht von einem zum andern.» Ob ich vielleicht Frau Doktor sprechen könnte? «Ich wer's fragen», schupft sie die Achseln und geht hinein.

Ich warte. Dasselbe Zimmer, dasselbe Warten wie damals und — gottlob — jetzt von nebenan derselbe leise schlurfende Schritt.

Die Tür öffnet sich, zaghaft, unsicher. Wie damals ist es, als ob ein Lufthauch sie aufgeweht hätte, nur kommt diesmal die Stimme gütig und herzlich mir entgegen.

«Sie sind es doch, Herr Leutnant?»

«Ja», sage ich, während ich mich — immer die gleiche Torheit! — vor der Blinden verbeuge.

«Ach, das wird meinem Mann furchtbar leid tun! Ich weiß, er wird es sehr bedauern. Aber ich hoffe, Sie können doch warten. Spätestens um ein Uhr kommt er zurück.»

«Nein, leider — ich kann nicht warten. Aber ... aber es ist sehr wichtig ... könnte ich ihn nicht vielleicht telephonisch bei irgend einem Patienten erreichen?»

Sie seufzt. «Nein, ich fürchte, das wird nicht möglich sein. Ich weiß nicht, wo er ist ... und dann, wissen Sie ... die Leute, die er am liebsten behandelt, haben gar kein Telephon. Aber vielleicht könnte ...»

Sie tritt heran, ein scheuer Ausdruck huscht über ihr Gesicht. Sie möchte etwas sagen, aber ich sehe, sie schämt sich. Endlich versucht sie:

«Ich ... ich merke ... ich spüre schon, daß es sehr dringlich sein muß ... und wenn eine Möglichkeit bestünde, so würde ich Ihnen ... würde ich Ihnen natürlich sagen, wie man ihn erreichen kann. Aber ... aber ... vielleicht könnte ich ihm selbst Bescheid geben, sobald er zurückkommt ... es ist doch wahrscheinlich wegen des armen Mädchens draußen, zu dem Sie immer so gut sind ... Wenn Sie wollen, so übernehme ich es gern ...»

Und nun geschieht mir das Unsinnige, daß ich nicht wage, ihr in die blinden Augen zu schauen. Ich habe, ich weiß nicht wieso, das Gefühl, sie wüßte schon alles, sie hätte alles erraten. Eben darum schäme ich mich so sehr und stammle nur:

«Zu gütig von Ihnen, gnädige Frau, doch ... ich möchte Sie nicht bemühen. Wenn Sie gestatten, kann ich ihm auch schriftlich das Wesentliche mitteilen. Aber es ist doch sicher, nicht wahr, daß er vor zwei Uhr nach Hause kommt? Denn knapp nach zwei geht schon der Zug, und er muß hinaus, das heißt ... es ist unbedingt nötig, glauben Sie mir, daß er hinausfährt. Ich übertreibe wirklich nicht.»

Ich spüre, sie zweifelt nicht. Abermals tritt sie näher, und ich sehe ihre Hand, wie sie sich unbewußt zu einer Geste formt, als ob sie mich beruhigen und beschwichtigen wollte.

«Selbstverständlich glaube ich es, wenn Sie es sagen. Und haben Sie keine Sorge. Was er tun kann, wird er tun.»

«Und darf ich ihm schreiben?»

«Ja, schreiben Sie ihm nur ... dort bitte.»

Sie geht voraus mit der merkwürdigen Sicherheit eines, der in diesem Raum um jedes Ding weiß. Dutzende Male im Tag muß sie seinen Schreibtisch mit ihren wachsamen Fingern ordnen und betasten, denn sie nimmt aus der linken Lade mit dem genauen Griff eines Sehenden drei, vier Blätter und legt sie mir vollkommen

gerade auf die Schreibunterlage hin. «Dort finden Sie Feder und Tinte» — wieder weist sie präzis auf die richtige Stelle.

Ich schreibe in einem Ruck fünf Seiten. Ich beschwöre Condor, er müsse sofort hinaus, sofort — dreimal unterstreiche ich das Wort. Ich erzähle ihm alles, in flüchtigster und aufrichtigster Form. Ich hätte nicht standgehalten, ich hätte die Verlobung abgeleugnet vor den Kameraden — er allein habe gleich von Anfang an erkannt, daß die Furcht vor den andern, die erbärmliche Angst vor dem Geschwätz und Gerede meine Schwäche verschulde. Ich verschweige ihm nicht, daß ich mich selber richten wollte und daß der Oberst mich wider meinen Willen gerettet. Aber nur an mich hätte ich bis zu diesem Augenblick gedacht, jetzt erst begriffe ich, daß ich eine Andere, eine Unschuldige mit mir reiße. Er solle nichts beschönigen. Er solle mich nicht als besser, als unschuldig hinstellen; wenn sie mir trotzdem meine Schwäche verzeihe, sei mir das Verlöbnis heiliger als je. Jetzt erst sei es mir wirklich heilig, und wenn sie es erlaube, käme ich gleich mit in die Schweiz, ich quittierte den Dienst, ich bliebe bei ihr, gleichgültig, ob sie bald geheilt würde oder später, oder nie. Alles würde ich tun, um meine Feigheit, meine Lüge gutzumachen, nur den einen Wert habe mehr mein Leben: ihr zu beweisen, daß nicht sie, daß ich nur die andern betrogen hätte. Alles das solle er ihr ehrlich sagen, die volle Wahrheit, denn jetzt erst wisse ich, wie sehr ich ihr verpflichtet sei, mehr als allen andern Menschen, mehr als den Kameraden, als dem Militär.

In diesem Moment bemerkte ich erst, daß die Blinde völlig reglos neben mir gestanden hatte. Wieder kam über mich das Gefühl, das unsinnige, die hätte jedes Wort des Briefes gelesen und sie wisse alles von mir.

«Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit, ich hatte ganz vergessen . . . aber . . . aber . . . es war mir so wichtig, daß ich Ihren Herrn Gemahl gleich verständigte . . .»

Sie lächelte mich an.

«Das macht doch nichts, daß ich ein bißchen gestanden bin. Wichtig war nur das andere. Mein Mann wird sicher tun, was immer Sie von ihm wollen . . . ich habe gleich gefühlt — ich kenne doch in seiner Stimme jeden Ton — daß er Sie gern hat, besonders gern . . . Und quälen Sie sich nicht» — ihre Stimme wurde immer wärmer — «ich bitte Sie, quälen Sie sich nicht . . . es wird bestimmt alles wieder gut werden».

«Gott gebe es!» sagte ich voll ehrlicher Hoffnung — wurde es denn nicht von den Blinden gesagt, daß sie der Weissagung mächtig seien?

Ich beugte mich nieder und küßte ihre Hand. Als ich aufsah, begriff ich nicht, daß mir diese Frau mit ihrem grauen Haar, ihrem herben Mund und der Bitternis ihrer blinden Augen zuerst häßlich erschienen war. Denn ihr Antlitz leuchtete von Liebe und menschlichem Mitgefühl.

Wie ein Genesener nahm ich Abschied. Daß ich in dieser Stunde einer andern Verstörten und Verstoßenen des Lebens mich neu und für immer versprochen hatte, dünkte mir mit einemmal kein Opfer mehr.

Mein Bursche wartet getreulich in der Bahnhofshalle. «Komm», lache ich ihn an. Mir ist mit einemmal merkwürdig leicht geworden. Ich weiß mit einer noch nie gekannten Entlastung: endlich habe ich das Richtige getan. Wenn ich jetzt ihre Liebe an mich nehme, ist es kein Opfer mehr. Nein, an mir ist es jetzt, Verzeihung zu fordern, an ihr, sie zu gewähren. Es ist besser so.

Nie habe ich mich meiner derart sicher gefühlt; nur einmal wehte noch flüchtig ein Schatten von Angst heran und das war, als in Lundenburg ein dicker Herr hereinstürzte ins Coupé und sich keuchend auf den Polstersitz fallen ließ: «Gott sei Dank, daß ich ihn noch erwischt habe. Ohne die sechs Minuten Verspätung hätte ich den Zug versäumt.»

Unwillkürlich stieß es in mich hinein. Wie, wenn Condor am Ende mittags nicht nach Hause gekommen wäre? Oder zu spät gekommen, um noch den Nachmittagszug zu erreichen? Dann war ja alles vergeblich! Dann wartet und wartet sie. Sofort blitzt das Schreckbild der Terrasse wieder auf: wie sie die Hände anklammert an das Geländer und hinunterstarrt und sich schon neigt über die Tiefe! Am besten, ich telegraphiere von der ersten Station noch ein paar Worte, die sie zuversichtlich machen, für den Fall, daß Condor sie nicht benachrichtigt haben sollte.

In Brünn, der nächsten Station, springe ich aus dem Zug und laufe zum Telegraphenamt des Bahnhofs. Aber was ist denn los? Vor der Tür drängt, dicht geknäult, eine schwarze, traubige Wabe, ein aufgeregter Haufen Menschen und liest einen Anschlag. Mit Gewalt und Grobheit muß ich mich, rücksichtslos die Ellbogen gebrauchend, zur kleinen Glastür in das Postamt durchstoßen. Rasch, rasch jetzt ein Formular! Was schreiben? Nur nicht zu viel! «Edith von Kekesfalva. Kekesfalva. Tausend Grüße von unterwegs und treues Gedenken. Dienstlicher Auftrag. Komme bald zurück. Condor berichtet alles Nähere. Schreibe sofort wie angelangt. Innigst Anton.»

Ich gebe das Telegramm auf. Wie langsam die Beamtin ist, wie viel sie herumfragt: Absender, Adresse, eine Formalität nach der andern. Und der Zug geht doch schon in zwei Minuten ab. Abermals muß ich ziemliche Gewalt anwenden, um mich durch den neugierigen Haufen vor dem Anschlag durchzudrücken, der sich inzwischen noch vergrößert hat. Was ist denn eigentlich los? will ich eben noch fragen. Aber da gellt bereits das Abfahrtssignal. Mir bleibt gerade noch Zeit, in den Waggon zu springen. Gott sei Dank, jetzt ist alles getan, jetzt kann sie nicht mißtrauisch, nicht unruhig werden. Nun erst spüre ich, wie abgemüdet ich bin von diesen zwei angespannten Tagen, diesen zwei schlaflosen Nächten. Und abends in Czaslau anlangend, muß ich alle Kraft zusammenraffen, um das eine Stockwerk zu meinem Hotelzimmer hinaufzutaumeln. Dann stürze ich in den Schlaf wie in einen Abgrund hinein.

Ich glaube, ich muß schon im Augenblick des Ausstreckens eingeschlafen sein — es war wie ein Untersinken mit gelähmten Sinnen in eine dunkle, tiefe Flut, tief, tief hinab in einen sonst nie erreichten Grund der Selbstauflösung. Dann erst, viel später, begann ein Traum, von dem ich den Anfang nicht weiß. Nur dies erinnere ich mich noch, daß ich abermals in einem Zimmer stand, ich glaube, es war das Wartezimmer Condors, und auf einmal begann wieder dieser fürchterliche Ton, der mir seit Tagen hölzern in den Schläfen tickte, der rhythmische Krückenton, das schreckliche tok-tok, tok-tok. Zuerst klapperte es ganz fern wie von der Straße her und dann näher, tok-tok, tok-tok, und jetzt schon ganz nahe, ganz heftig, tok-tok, tok-tok, und schließlich so entsetzlich nahe der Zimmertür, daß ich aus dem Traum aufschrecke und erwache.

Mit offenen Augen starre ich ins Dunkel des fremden Raumes. Aber da abermals: toktok — ein heftiges Pochen von hartem Knöchel. Nein, ich träume nicht mehr, jemand hat angeklopft. Jemand klopft von außen an meine Tür. Ich springe aus dem Bett und öffne hastig. Draußen steht der Nachtportier.

«Herr Leutnant werden ans Telephon verlangt.»

Ich starre ihn an. Ich? Ans Telephon? Wo . . . wo bin ich denn? Fremdes Zimmer, fremdes Bett . . . ach so . . . ich bin in . . . ach ja, in Czaslau. Aber ich kenn doch hier keinen einzigen Menschen, wer kann mich da mitten in der Nacht ans Telephon rufen? — Unsinn! Es muß mindestens Mitternacht sein. Doch der Portier drängt: «Bitte rasch, Herr Leutnant, ein Ferngespräch aus Wien, ich hab den Namen nicht genau verstanden.»

Sofort bin ich ganz wach. Aus Wien! Das kann nur Condor sein. Gewiß will er mir Nachricht geben. Ich herrsche den Portier an:

«Rasch hinunter! Sagen Sie, ich komme sofort.»

Der Portier verschwindet, ich werfe nur eiligst meinen Mantel über das bloße Hemd und laufe ihm schon nach. Das Telephon befindet sich in der Ecke des ebenerdigen Büros, der Portier hält bereits den Hörer am Ohr. Ungeduldig stoße ich ihn fort, obwohl er sagt: «Es ist unterbrochen», und horche in die Muschel hinein.

Aber nichts . . . nichts. Nur ein fernes Singen und Surren . . . sfff . . . sff . . . srrr, wie metallene Moskitoflügel. «Hallo, hallo», schreie ich und warte, warte. Keine Antwort. Nur das höhnische sinnlose Summen. Fröstelt mich so, weil ich nichts anhabe außer dem übergeschlagenen Mantel, oder macht das die jähe Angst? Vielleicht ist die Sache doch aufgeflogen. Oder vielleicht . . . ich warte, ich horche, den heißen Kautschukring eng ans Ohr gepreßt. Endlich krx . . . krx . . . eine Umschaltung und die Stimme des Telephonfräuleins:

«Haben Sie schon Verbindung?»

«Nein.»

«Aber sie war doch eben da! Anruf aus Wien! . . . Einen Augenblick bitte. Ich sehe gleich nach.»

Wieder krx . . . krx . . . Es schaltet im Apparat, es knarrt, es knackst, es gluckst, es gurgelt. Es saust und schwingt und dann, in allmählicher Abschwächung, wieder nur das feine Surren und Summen der Drähte. Plötzlich eine Stimme, harter barscher Baß:

«Hier Platzkommando Prag. Spricht dort Kriegsministerium?»

«Nein, nein», schreie ich verzweifelt hinein. Die Stimme poltert undeutlich noch etwas und verlischt, verliert sich im Leeren. Wieder nur das stupide Surren und Schwingen und dann neuerdings ein wirrer Sprechschatten von fernen, unverständlichen Stimmen. Endlich das Telephonfräulein:

«Entschuldigen, ich habe eben nachgesehen. Die Verbindung ist unterbrochen. Ein dringendes Dienstgespräch. Ich gebe sofort Signal, wenn der Abonnent sich wieder meldet. Bitte inzwischen abhängen.»

Ich hänge ab, erschöpft, enttäuscht, erbittert. Nichts Unsinnigeres, als eine Stimme aus der Ferne schon an sich gerissen zu haben und sie nicht festhalten zu können. Als ob ich einen riesigen Berg zu rasch emporgestiegen wäre, hämmert mir das Herz in der Brust. Was war das? Nur Condor kann das gewesen sein. Aber warum telephoniert er mir jetzt um halb eins in der Nacht?

Der Portier nähert sich höflich. «Herr Leutnant können ruhig oben auf dem Zimmer warten. Ich laufe sofort hinauf, sowie die Verbindung kommt.»

Aber ich lehne ab. Nicht noch einmal das Gespräch verpassen. Keine Minute will ich verlieren. Ich muß wissen, was geschehen ist, denn etwas — das fühle ich schon — ist viele Kilometer weit geschehen. Telephoniert kann nur Condor haben oder die draußen. Nur er kann ihnen die Hoteladresse gegeben haben. Jedenfalls muß es wichtig, muß es dringend gewesen sein, sonst reißt man nicht mitternachts jemanden aus dem Bett.

So setze ich mich auf den harten Holzsessel, den mir der Portier etwas verwundert hinstellt, und warte, die nackten Beine unter dem Mantel verborgen, den Blick starr auf den Apparat gerichtet. Ich warte eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, zitternd vor Unruhe und vielleicht Kälte, dazwischen immer wieder mit dem Hemdärmel den plötzlich aufbrechenden Schweiß von der Stirne wischend. Endlich — rrr — eine Klingel. Ich stürze hin, reiße den Hörer auf: jetzt, jetzt werde ich alles erfahren!

Aber es ist ein dummer Irrtum, auf den der Portier mich sofort aufmerksam macht. Nicht das Telephon hat geklingelt, sondern draußen die Hausglocke; der Portier schließt eilig einem verspäteten Pärchen auf. Mit einem Mädchen rasselt ein Rittmeister durch die geöffnete Haustür, wirft vorübergehend einen verwunderten Blick in die Portierloge auf den sonderbaren Menschen, der ihn mit bloßem Hals und nackten Beinen aus einem Offiziersmantel anstarrt. Mit sehr flüchtigem Gruß verschwindet er samt seinem Mädchen auf der halbdunklen Treppe.

Jetzt ertrage ich es nicht mehr. Ich drehe die Kurbel und frage die Telephonistin:

«Ist der Anruf noch nicht gekommen?»

«Welcher Anruf?»

«Wien . . . ich glaube aus Wien . . . vor mehr als einer halben Stunde.

«Ich frage gleich nochmals nach. Einen Augenblick.»

Der Augenblick dauert lang. Endlich das Signal. Aber das Telephonfräulein beruhigt nur:

«Ich habe schon rückgefragt: noch kein Bescheid. Nur noch ein paar Minuten, ich rufe Sie gleich auf.»

Warten! Noch ein paar Minuten warten! Minuten! Minuten! In einer Sekunde kann ein Mensch sterben, ein Schicksal sich entscheiden, eine Welt zugrundegehen! Warum läßt man mich warten, so verbrecherisch lang warten? Die Uhr zeigt schon halb zwei. Eine Stunde sitze ich hier schon herum und schaure und friere und warte.

(Fortsetzung Seite 68)

Die goldbraune Geliebte

So heißt der von Paul Schott geschriebene

neue Roman

der in der nächsten Nummer der ZI seinen Anfang nimmt.

Ein Kriminalroman mit viel Liebe! Ein Liebesroman mit viel Kriminalität, ganz nach Ihrem Belieben. Daß darin zwei goldbraune Geliebte vorkommen, eine hölzerne und eine aus Fleisch und Blut, beide von seltener Kostbarkeit und darum unerhört begehrenswert, das verdoppelt den Reiz des Geschehens. Begleiten Sie die beiden Goldbraunen durch alle Irrungen und Wirrungen, durch alle Hindernisse und reichen Begebnisse hindurch, und Sie werden nach jeder neuen Nummer der ZI mit gespanntem Verlangen greifen.

Endlich, endlich wieder das Signal. Ich horche mit allen Sinnen; doch die Telephonistin meldet nur:

«Ich habe eben Bescheid. Das Gespräch ist abgemeldet.»

Abgemeldet? Was heißt das? Abgemeldet? «Einen Augenblick, Fräulein.» Aber sie hat schon abgehängt.

Abgemeldet? Warum abgemeldet? Warum rufen sie mich an um halb eins in der Nacht und melden dann ab? Etwas muß geschehen sein, was ich nicht weiß und doch wissen muß. Entsetzliches Grauen, die Ferne, die Zeit nicht durchstoßen zu können! Soll ich Condor meinerseits anrufen? Nein, jetzt nicht mehr in der Nacht! Seine Frau würde erschrecken. Wahrscheinlich war es ihm schon zu spät, und er ruft lieber früh nochmals an.

Diese Nacht, ich kann sie nicht beschreiben. Jagend, in wirren Bildern, eine Flucht unsinniger Gedanken, und ich selbst müde und überwach zugleich, immer wartend mit allen Nerven, horchend auf jeden Schritt über Treppe und Gang, auf jedes Klingeln und Klirren von der Straße, auf jede Regung und jeden Laut, und gleichzeitig taumelnd schon vor Müdigkeit, ausgelaugt, ausgeschöpft, und dann endlich Schlaf, ein viel zu tiefer, viel zu langer Schlaf, zeitlos wie der Tod, abgründig wie das Nichts.

Als ich erwache, ist es taghell im Zimmer. Ein Blick auf die Uhr: halb elf. Um Gottes willen, und ich sollte mich doch gleich melden, hat der Oberst befohlen! Wieder funktioniert, ehe ich anfangen kann, an Persönliches zu denken, das Militärische, das Dienstliche automatisch in mir. Ich fahre in die Montur, ziehe mich an und jage die Treppe hinunter. Der Portier will mich aufhalten. Nein — später alles andere! Erst die Meldung, wie ich's mit Ehrenwort dem Obersten versprochen habe.

Die Feldbinde vorschriftsmäßig umgebunden, betrete ich die Kanzlei. Aber dort sitzt nur ein kleiner rothaariger Unteroffizier, der ganz erschrocken aufstarrt, als er mich sieht.

«Rasch hinunter bitte, Herr Leutnant, zum Befehl. Ausdrücklich hat der Herr Oberstleutnant befohlen, alle Offiziere und Mannschaften der Garnison müssen Punkt elf gestellt sein. Bitte nur schnell hinunter.»

Ich rase die Treppe hinab. Tatsächlich, im Hof sind sie alle schon versammelt, die ganze Garnison; mir bleibt gerade noch Zeit, neben den Feldkuraten zu treten, und schon erscheint der Divisionär. Er schreitet sonderbar langsam und feierlich, entfaltet ein Blatt und beginnt mit weithin tönender Stimme:

«Ein fürchterliches Verbrechen hat sich ereignet, das Oesterreich-Ungarn und die ganze zivilisierte Welt mit Abscheu erfüllt» — (Welches Verbrechen, denke ich erschreckt. Unwillkürlich beginne ich zu zittern, als ob ich's selber begangen hätte.) — «Der hinterlistige Mord . . .» — (welcher Mord?) — «an unserem vielgeliebten Thronfolger, Seiner kaiserlich und königlichen Hoheit, dem Erzherzog Franz Ferdinand und höchstdessen Gemahlin» — (Wie? Man hat den Thronfolger ermordet? Wann denn? Richtig, in Brünn standen doch gestern so viele Leute um ein Anschlagsblatt herum — das also war es!) — «hat unser erlauchtes Kaiserhaus in tiefe Trauer und Bestürzung versetzt. Aber die k. und k. Armee ist es vor allem, die . . .»

Ich höre das Weitere nicht mehr deutlich. Ich weiß nicht warum, aber das eine Wort «Verbrechen», das Wort «Mord» hat mir wie ein Hammer auf das Herz geschlagen. Wäre ich selber der Mörder gewesen, ich hätte nicht mehr erschrecken können. Ein Verbrechen, ein Mord — das hat doch Condor gesagt. Mit einemmal höre ich nicht mehr, was dieser blaue, ordengeschmückte Federbuschmann dort vorne schwätzt und schmettert. Mit einemmal habe ich mich an den Telephonanruf von heute Nacht erinnert. Warum hat Condor mir nicht morgens Nachricht gegeben? Ob am Ende nicht doch etwas geschehen ist? Ohne mich beim Oberstleutnant zu melden, benütze ich das allgemeine Durcheinander nach dem Befehl, um rasch ins Hotel zurückzulaufen: vielleicht ist inzwischen doch ein Anruf gekommen.

Der Portier reicht mir ein Telegramm entgegen. Es sei schon heute früh eingelangt, aber ich wäre so eilig an ihm vorbeigestürzt, daß er es mir nicht habe übergeben können. Ich reiße das Formular auf. Im ersten Augenblick begreife ich nichts. Keine Unterschrift! Ein völlig unverständlicher Text! Dann verstehe ich erst: es ist nichts als der postalische Bescheid, daß mein eigenes Telegramm, aufgegeben um drei Uhr achtundfünfzig Minuten in Brünn, unbestellbar gewesen sei.

Unbestellbar? Ich starre das Wort an. Ein Telegramm an Edith von Kekesfalva unbestellbar? Jeder Mensch kennt sie doch dort in dem kleinen Ort. Jetzt vermag ich die Spannung nicht mehr zu ertragen. Sofort lasse ich Wien telephonisch anmelden, Doktor Condor. «Dringend?» fragt der Portier. «Ja, dringend.»

Nach zwanzig Minuten habe ich die Verbindung und — schlimmes Wunder! — Condor ist daheim und gleich selbst am Telephon. In drei Minuten weiß ich alles — bei einem Ferngespräch hat man nicht viel Zeit, schonend zu sprechen. Ein teuflischer Zufall hat alles zunichte gemacht und die Unglückliche von meiner Reue, meinem innigen, ehrlichen Entschluß nicht mehr erfahren. Alle Vorkehrungen des Obersten, die Sache zu vertuschen, hatten sich als vergeblich erwiesen. Ferencz und die Kameraden waren vom Kaffeehaus nicht nach Hause, sondern noch in die Weinstube gegangen. Dort hatten sie unglückseligerweise den Apotheker in großer Gesellschaft getroffen, und Ferencz, der gutmütige Tölpel, war aus lauter Liebe zu mir sofort auf ihn losgefahren. Vor allen Leuten hatte er ihn zur Rede gestellt und beschuldigt, derart niederträchtige Lügen über mich zu verbreiten. Es hatte einen furchtbaren Skandal gegeben, am nächsten Tage wußte es die ganze Stadt. Denn der Apotheker, in seiner Ehre tief verletzt, war frühmorgens gleich in die Kaserne gestürmt, um meine Zeugenschaft zu erzwingen, und auf den verdächtigen Bescheid hin, ich sei verschwunden, mit dem Wagen zu den Kekesfalvas hinausgefahren. Dort hatte er den alten Mann in seinem Bureau angefallen und gebrüllt, daß die Fenster klirrten, Kekesfalva hätte ihn mit seiner «dummen Telephoniererei» zum Narren gehalten, und er als altangesessener Bürger lasse sich das von dieser frechen Offiziersbande nicht bieten. Er wisse schon, warum ich so feig Reißaus genommen hätte, und ihm könne man nicht vorschwindeln, daß dies ein bloßer Spaß gewesen sei; da stecke eine ausgiebige Lumperei von mir dahinter — aber wenn er bis zum Ministerium gehen müsse, er werde das aufklären und keinesfalls von solchen Rotzjungen in öffentlichen Lokalen sich beschimpfen lassen.

Mit Mühe war es gelungen, den Tobenden zu beschwichtigen und fortzuschaffen; inmitten seines Entsetzens hatte Kekesfalva nur eines gehofft, Edith würde nichts von seinen wüsten Verdächtigungen gehört haben. Aber verhängnisvollerweise hatten die Fenster des Bureaus offen gestanden und quer durch den Hof die Worte furchtbar deutlich hinübergehallt bis zu dem Fenster des Salons, wo sie saß. Wahrscheinlich hatte sie sofort ihren langgeplanten Entschluß gefaßt, aber sie wußte sich wohl zu verstellen; nochmals ließ sie sich die neuen Kleider zeigen, sie lachte mit Ilona, tat freundlich mit dem Vater, fragte nach hundert Einzelheiten, ob alles schon richtig vorbereitet und gepackt sei. Heimlich allerdings beauftragte sie Josef, in der Kaserne anzurufen, wann ich zurückkäme und ob ich nicht einen Bescheid zurückgelassen hätte. Daß dort die Ordonnanz getreulich berichtete, ich sei dienstlich auf unbestimmte Zeit abkommandiert und hätte keinerlei Nachricht für irgend jemanden hinterlassen, gab den Ausschlag; in der Ungeduld ihres Herzens wollte sie nicht einen Tag, nicht eine Stunde warten. Ich hatte sie zu tief enttäuscht, zu tödlich getroffen, als daß sie dem Leben noch vertrauen wollte.

(Schluß folgt)

Soll man schweigen oder reden?

VON PETER TUTEIN

Margarete saß und melkte die Kuh, daß die Milch in den Eimer spritzte. Jeder konnte sehen, daß sie sich ärgerte, aber leider war niemand da, nur die Kühe. Darüber ärgerte sie sich am meisten. Denn sie mußte jemand zum Reden haben, um das loszuwerden, wovon sie beinahe überlief. Keine Seele war da. Doch, da ging Hans Larsens Anna gerade mit ihrem Milcheimer zum Deich. Aber sie kam nicht hier vorbei, sie mußte bei Niels Kragholms Zaun abbiegen. Margarete folgte ihr mit den Augen — jetzt mußte sie abbiegen; aber sie tat es nicht. Sie ging weiter. — Margarete stellte den Eimer fort und ging, die Hände unter der Schürze, zum Deich. Anna blieb stehen.

«Grüß dich —»

«Grüß dich —»

«No, was glaubst du?»

«Wovon?» Margarete bildete sich ein, daß sie teilnahmslos aussehe. Sie konnte nicht wissen, daß jeder ihr anmerken mußte, wie sie nahe daran war, zu platzen.

«Von Jörgen Kragholm natürlich. Wozu komm' ich sonst her? Wen nimmt er, glaubst du?»

Margarete wurde rot. Daß Anna so geradeheraus sprach! «Woher soll ich das wissen?»

«Du hast ja viermal mit ihm getanzt!»

Margarete bohrte ihren Fuß in einen Maulwurfshügel, daß der Schuh voll Erde wurde, und bekam einen noch röteren Kopf. «Wie oft hast denn du getanzt?»

«Viermal.»

«Das ist ja gar nicht wahr», wollte Margarete schon sagen, aber sie hielt sich zurück. Wie Anna nur so etwas sagen konnte, wenn sie doch nur dreimal mit ihm getanzt hatte. Die beiden Mädchen sahen einander an. Sie waren nicht mehr Freundinnen. Anna stellte fest, daß Margarete dick wurde, und Margarete bemerkte, daß Anna immer mehr einem Skelett ähnlich sah.

«Na, ich muß arbeiten gehen.» Margarete zog die Hände unter der Schürze hervor.

Anna nahm den Eimer und ging weiter. «Viel Glück!» rief sie über die Schulter zurück, und damit war der Krieg erklärt. So eine Frechheit! Margarete melkte wie rasend weiter. So eine Frechheit! Und wenn nun Jörgen so dumm war und Anna nahm . . ., eine Gänsehaut lief ihr über den Rücken.

Der einzige im Dorfe, der nichts von dem Kriege wußte, war Jörgen Kragholm. Er lebte still auf seinem Hofe und ging seiner Arbeit nach. Aber sonst war der Krieg allgemein. Nicht nur die Freundschaft der beiden Mädchen ging in Stücke, auch siebzehn andere Freundschaften gingen auseinander, nur weil Jörgen Kragholm heimgekommen war und den alten Bauernhof übernommen hatte.

Von Hof zu Hof sprang das Getratsche. Man hatte bemerkt, daß Margarete immer beim Baumhof abbog, wenn sie zur Mühle ging, obwohl das gar nicht der kürzeste Weg war. Und man wunderte sich, daß Anna die Blumen auf Jörgen Kragholms Wiesen so viel schöner fand als auf der ihres Vaters, wo doch beide aneinander grenzten. Die Gerüchte waren der Sache nicht förderlich. Die Zeit verging, und Jörgen freite nicht.

Da tauchte in der Gegend ein neues Gesicht auf. Ivar Tuesen hatte eine neue Magd genommen. Sie war groß und hübsch, aber das waren alle Mädchen im Dorfe, und so besonders schön war sie nun gerade auch nicht. Trotzdem wurde sie die Ursache von etwas Fürchterlichem. Jörgen Kragholms alte Wirtschafterin wurde krank und kam ins Spital, und Ivar Tuesens Magd Marianne kam zu Jörgen. Und nun begann es. Marianne putzte und fegte und brachte Jörgen dazu, den alten Hof neu anzustreichen — wie wenn er ihr gehört hätte! Jeder Mensch konnte sehen, daß sie es auf Jörgen abgesehen hatte.

Margarete melkte, daß es geradezu phantastisch war. Der weiße Schaum drohte überzugehen, und sie bemerkte nicht einmal Anna, bis sie bei der Stalltür stand.

«Grüß dich!»

«Grüß dich, Anna!»

«No, was glaubst du?»

«Ich glaub, es ist verhext.» Diesmal hatte Margarete keine Zeit, verständnislos auszusehen.

«Nicht wahr! Was sie sich einbildet! Als ob keine Mädchen hier im Dorfe wären. Einfach daherzukommen . . .»

Die beiden Mädchen wüteten, banden ihre Schürzen fester und strichen die Blusen glatt.

«Man müßte mit Jörgen reden . . .»

«Ja, nicht wahr?»

Und dann gingen beide, um sich schön zu machen.

Jörgen Kragholm stand im Schweinestall und kaute an einem Strohhalm. Um ihn herum grunzte es, aber er hörte es nicht. Er drehte den Strohhalm um und kaute am andern Ende weiter. Jetzt war er bald dreißig, und er hatte nicht die Absicht, ewig allein zu bleiben. Sollte er hinüberschauen und Margarete besuchen? Plötzlich bekam er Lust dazu und warf den Strohhalm fort. Warum denn nicht? Im selben Augenblick ging die Tür auf, und Marianne streckte den Kopf herein.

«Zwei möchten mit dir reden.»

Jörgen ging hinaus. Die Sonne blendete ihn. Da standen Margarete und Anna. Er führte sie in die Stube und ließ Marianne Wasser zustellen, aber sie wollten nichts. Sie wollten nur mit ihm reden.

«Was ist denn los?»

Margarete zupfte an ihrem Kleid und rollte das Taschentuch zu einer Kugel zusammen.

«Nämlich die Marianne . . .»

«Was ist denn mit ihr?» Jörgen verbrannte sich vor Verwunderung die Finger an einem Zündholz.

«Hast du's nicht selbst bemerkt?»

Nein, Jörgen hatte nichts bemerkt. Sie half ihm aus, weil seine alte Wirtschafterin krank war.

«Sie hat's auf dich abgesehen», kam Anna zu Hilfe. «Ja, auf dich abgesehen hat sie's. Sie tut ja, als ob das Ganze ihr gehörte.»

«Und was soll daraus werden?»

Jörgen war viel zu erstaunt, um zu antworten. Margarete stand auf.

«Wir wollten dich nur aufmerksam machen.»

Er murmelte eine Art Dank und begleitete sie hinaus. Als sie draußen waren, setzte er sich mit einem neuen Strohhalm auf die Türschwelle und sah nachdenklich aus. Beim Brunnen stand Marianne und wusch irgend etwas. Hübsch war sie und tüchtig war sie, und ein guter Mensch war sie auch. Ob sie es wirklich auf ihn abgesehen hatte. Plötzlich hatte er Lust, zu lachen.

Drei Monate dachte er über diese Frage nach. Dann hielt er es nicht länger aus, er mußte Marianne fragen — und wirklich: es war richtig!